Aus bewegten Tagen

Autor(en): **Kelterborn, Rudolf**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-571532

Nutzungsbedingungen

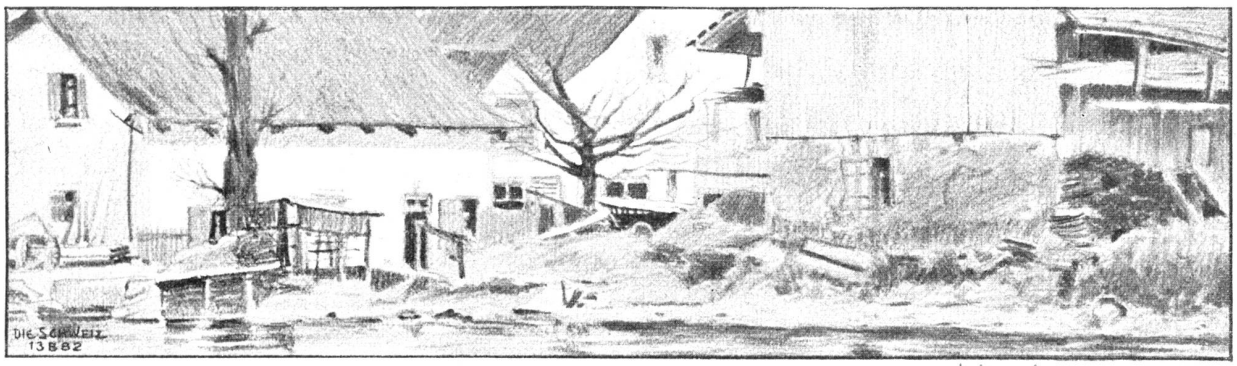
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Hardmeyer. 1901

Vom Zürichsee bei Küsnacht.

Aus bewegten Tagen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **Rudolf Kelterborn**, Basel.

Wer nur zur schönen Sommerszeit durch den Jura fährt und etwa von der kühlen Dent de Vaulion hinunter ins sonnendurchwärmte Waadtland und über den lichtstrahlenden Genfersee nach den fernen Höhen der südlichsten Alpen schaut oder wer im Waldesschatten einsamer Gebiete, des Mont Terrible und Mont Moron das Land durchstreift, froh, der Hitze der untern Landesteile und dem Dunst städtischer Häusermassen entwichen zu sein, der denkt selten daran und kann sich kaum vorstellen, wie es im Jura zur Winterszeit aussieht. Nicht vergebens redet man von einem schweizerischen Sibirien. Wochenlang pfeift die schneidige Bise durch die Längstäler und bringt alles zum Erstarren. Das Laub ist von den Bäumen und Hecken herunter, schwarz stehen die Tannen und sind bald mit lastenden Schneemassen bedeckt. Die Bäche sind gefroren, von den Felswänden hängen klafterlange und armsdicke Eiszapfen. Erstorben ist auch die Tierwelt, nur krächzende Raben tummeln sich in den Lüften, und etwa schleicht ein scheuer Fuchs, vom Hunger geplagt, seiner Beute nach. Auch die Menschen müssen sich, fast wie die Eskimos, in ihrer Behausung einwintern. Wen die Not nicht zwingt, der läßt es bleiben, die Straße zu betreten. Freilich ist es oft genug der Fall, daß die Zeit diesen Zwang ausübt, sei es, daß der Gewerbetreibende seiner Hantierung nachgehen muß oder daß — im höchsten Winter ist es der Fall wie im höchsten Sommer — die Viehbesitzer, wenn die Quellen eingefroren sind, halbstundenweit gehen müssen, um für ihre Tiere Wasser zu beschaffen. Lustreisende trifft man da keine; denn man findet im Juraland nicht wie in Grindelwald und Davos vornehme fensterreiche Gastpaläste nach englischem Hausbrauch, sondern die Herbergen sind im Vergleich zum Alpenland der deutschen Schweiz auf das Nötigste beschränkt, oft fast dürftig, von außen nicht sehr einladend, innen eher behaglich und zumeist von Leuten gehalten, die ihres Berufs wohl zu warten wissen.

Nun gibt es aber in der Schweiz so gut wie in andern Ländern eine Sorte Wandervolk, das nicht den Kurkapellen nachreisen und die schönen Sommertage abwarten kann, sondern das bei Wind und Wetter, auch in öder Novemberzeit und wenn im April der Föhn unheimlich durch die Forste saust, den Weg unter die Füße nehmen muß, dieweil es an Handelsgeschäfte gebunden ist, die nicht auf sich warten lassen; denn wenn die Fabriken im Tal den Sommer durch arbeiten wollen, muß man schon im Winter darauf bedacht sein, und wenn man das Jahr über gearbeitet und alle Magazine mit Waren gefüllt hat, so muß man auch vom Morgen bis zum Abend darauf aus sein, den Fleiß der Hände an den Mann zu bringen, daß die Pulse der Ernährung nicht stocken im Land. Das will mancher nicht einsehen und schimpft dafür weidlich über die Handelsreisenden mit Koffern, daß man darin übernachten könnte, mit ihrem allezeit gesegneten Appetit und ihrem Lacôteheimweh und was sonst noch drum und dran hängt.

Es war im Januar 1871, da die welsche Schweiz noch mit schweren Schneemassen bedeckt war, da man die Wirkungen des an der Grenze tobenden Kriegs täglich schwerer zu spüren bekam. Militär- und Zivilbehörden hatten alle Hände voll zu tun, sei es für die eigenen Truppen zu sorgen, sei es für den Empfang einer geschlagenen Armee alles Nötige in Bereitschaft zu haben; denn von Tag zu Tag, ja von Stunde zu Stunde erwartete man die Nachricht, daß von Belfort oder Monbeliard her eine Katastrophe gemeldet würde; dort schlugen sich Bourbaki und Werder, während Denfert vom festen Platz aus den siegreichen Deutschen den härtesten Widerstand entgegensetzte.

Wie vor Paris und den andern belagerten und eingeschlossenen Plätzen, so harrten auch an der Landesgrenze, ja allenthalben zahllose Kaufleute und Produzenten mit allen erdenklichen Lebensbedürfnissen des Momentes, mit ihren aufgestapelten Vorräten vor die ausgehungerten Bewohnerschaften treten und durch einen glänzenden Absatz den stockenden Handel wieder kräftig einleiten zu können; denn schon die Stauung auf den Verkehrswegen hatte an vielen Orten die Lager erschöpft, manchen aus diesem alleinigen Grund zu einer ganz neuen Lebensweise genötigt; waren doch zum Beispiel die Steinkohlen, die man aus dem Saargebiet zu be-

ziehen pflegte, in den wichtigsten Industriepunkten der Schweiz fast gänzlich aufgezehrt, sodaß ein Stillstand mancher Fabriken von Tag zu Tag zu erwarten stand.

So saßen denn auch in einem welschschweizerischen Städtchen einige Geschäftsreisende in trübseliger Stimmung hinter dem Abendtisch des einzigen Gasthofs. Die gute Laune, die sonst diesen Leuten eigen ist, war so ziemlich auf der Neige; denn von daheim bekamen sie drängende Briefe, mitunter auch Vorwürfe, daß sie mit ihren Kommissionen im Rückstand blieben, und vor sich sahen sie mitten im unwirtlichen Jurawinter ein Chaos von Truppenschiebungen, von Stauung des Fuhrmaterials und sozusagen gar keine Aussicht, ihre gewohnten Wege gehen und mit ihren Kunden in den abgelegenen Grenzorten ein vernünftiges Wort reden zu können.

Unter den Tischgenossen der Krone waren neben vielen andern auch zwei derselben Handelsstadt und demselben Handelshaus angehörende Reisende, ein Fünfziger mit stattlicher Glatze und sein Genosse, der kaum die Hälfte dieser Jahre zählen mochte und der von seinem ältern Kollegen ins praktische Reiseleben eingeführt und seinen Geschäftsfreunden vorgestellt werden sollte. „Nestel" schrieb sich der Aeltere, „Riemer" der Jüngere ins Fremdenbuch. So gern nun auch der Instruktor unter vier Augen mit seinem Zögling zusammengesessen wäre, heute ging es nicht an; denn das Ab und Zu der Gäste wollte kein Ende nehmen; jeder wußte was Neues von Bourbaki und General Herzog, von den Vorgängen vor Belfort und den Ereignissen in Paris und Versailles, an die sich nun auch noch hochwichtige Depeschen aus Rom anschlossen, wo die Italia unita proklamiert worden war und wo man dem Einzug des sardinischen Kronprinzen entgegensah. Jeder der Erzähler war überzeugt, daß seine Mitteilungen, seine Zeitungen den meisten Anspruch auf Zuverlässigkeit hätten. Das Interesse an den militärischen Vorkommnissen war so überwiegend, daß es schwer hielt, etwas Geschäftliches zur Sprache zu bringen. Auch der Wirt, der einen Offizierstisch zu besorgen und als Gemeindepräsident für eine große Anzahl Pferde Unterkommen zu beschaffen hatte, fand keine Minute, seinem sonst so wohl angeschriebenen Gast und Dutzfreund Nestel Rede und Antwort zu geben. Daher war es gut, daß dieser selbst ein besonnener, vielerfahrener Mann war und sich in alle Lagen zu schicken wußte. Nicht nur das. Er fand trotz der vorgerückten Jahre fast ein Behagen darin, mitten in diesem Schieben und Drängen großer Gewalten seinen Weg zu suchen und zu finden. Als man ihm vorführte, von Benützung der Bahnen für Privatpersonen und Kaufmannsgüter sei für die nächsten Tage absolut keine Rede, Schweizertruppen würden an die äußerste Grenze geschoben und müßten mit Proviant versehen werden und außer dem Charabanc des Doktors Michelet sei auch auf eine Stunde im Umkreis kein Pferd aufzutreiben, da war sein Entschluß bald gefaßt. Er kam sich nun selber fast vor wie ein Schlachtenlenker, wenigstens wie ein Guerillaführer; war doch dazumal das faktische und strategische Raisonnieren in jedem Wirtshaus so Mode geworden, daß es wenige gab, die sich nicht im Stillen für einen kleinen Moltke hielten, und gar nicht etwa bloß Offiziere mit Schleppsäbeln, sondern auch Gevatter Schneider und Handschuhmacher. Ja, diese erst recht. In letztere Kategorie gehörte einigermaßen auch der junge Riemer, zwar weder Schneider noch Handschuhmacher, sondern angehender Handelsreisender in einem Ellenwarengeschäft; aber er hatte in einer schweizerischen Füsilierkompagnie rühmlich als Gemeiner gedient und war sogar bis zum Korporal avanciert; auch hatte er schon im ersten Herbstmanöver, das er mitmachte, einmal einem Obersten das Roß halten dürfen; daher konnte man es ihm nicht übel nehmen, wenn er sich einbildete, etwas von der Sache zu verstehen. Der ältere Kollege gab ihm zwar mehr als einmal den Wink, er möchte etwas zurückhaltender sein im Plänemachen und Schlachtenlenken, man lerne mehr vom Hören als vom Reden, mehr vom Sehen und Beobachten als vom Fuchteln mit den Händen und vom Aufdentischklopfen. Aber gerade in aufgeregten Zeiten gibt es sich am häufigsten, daß die Jungen gescheiter sind als die Alten; es darf nur noch hinzukommen, daß alle Tage Berichte einlaufen, wie Generäle und Feldmarschälle mit grauen Haaren wegen ihres Unverstands und ihrer Kurzsichtigkeit mit ganzen Armeekorps die Waffen strecken mußten. Da man im Land war, wo der Cortaillod sowieso die Köpfe heizt und da man des Winters und des Kriegszustands wegen ohnedies etwas mehr als gewöhnlich trank, von den Nahesitzenden auch aufgefordert wurde, den Tisch noch nicht zu verlassen, sondern noch die letzten Depeschen abzuwarten, war es wohl begreiflich, daß, als die Glocke elf Uhr schlug und der Nachtwächter die Stunde abrief, die sämtlichen Anwesenden sich in einer ziemlich wirren Verfassung befanden. Nestel, auch nicht mehr ganz alltäglich, war noch der Nüchternste von allen; denn auf seinem langen Reiseleben hatte er sich den richtigen Modus angewöhnt, mit Trinkenden mitzutrinken, ohne dem Uebermaß zu verfallen, das Glas nicht, wenn man es ihm nach welscher Sitte stets wieder nachfüllte, gleich an den Mund zu setzen; er wußte diese kluge Zurückhaltung jeweilen durch scherzhafte Redseligkeit und frohe Laune unbemerkbar zu machen.

Ist nicht das ganze Leben ein Kampf im Krieg? Warum soll es meinen gesunden Mannesmut nicht reizen, mit Schwierigkeiten zu tun zu haben, das scheinbar Unmögliche zu leisten? Mit gespreizten Ellbogen unter der Ladentür stehen und warten, bis die Kunden kommen, das kann am Ende jeder. Aber durch eigene Tatkraft die Fühlung herstellen zwischen Konsumenten und Produzenten, das ist eine manneswürdigere Aufgabe. So dachte Nestel, und in diesem Sinn faßte er seinen Beruf auf. Darum ärgerte er sich selbst oft genug über das faule Treiben so vieler Berufsgenossen, die jahraus, jahrein über die schlechten Zeiten schimpfen, weil ihnen die Trauben nicht in den Mund wachsen, über die Misere ihres Standes jammern und dabei leben wie die Vögel im Hanfsamen. So konnte es, da er geeigneten Ortes kein Blatt vor den Mund nahm, nicht fehlen, daß er bei ernstgesinnten Leuten volle Zustimmung fand, von andern aber gerade seiner Tüchtigkeit wegen scheel und mißtrauisch angesehen wurde.

Während Riemer sich aufs lebhafteste in das Gespräch der Tischgenossen mischte, entwarf trotz allen Getümmels Nestel seinen Plan. Dieser lautete dahin, daß



Rathaus in Luzern. Südfront.

sich das Paar für einige Tage trennen sollte. Da man noch im Ungewissen war, ob, wie die franzosenfreundlichen Sanguiniker behaupteten, ein Hauptschlag zwischen Belfort und Basel erfolgen sollte, oder ob, nach der Befürchtung solcher, die ebenfalls Franzosenfreunde waren, die aber an jedem noch zu hoffenden Erfolg verzweifelten, eine Entscheidung näher bei Besançon zu erwarten war, hielt es Nestel für zweckmäßig, seinen jüngern Kollegen nach dem weniger gefährdeten Punkt zu instradieren, während er sich selbst den zweiten vorbehielt; in spätestens acht Tagen sollte man bei einem Straßenknotenpunkt in einem ganz bestimmten Gasthof zusammentreffen. Dieser Plan hatte noch den geheimen Zweck, daß Riemer genötigt war, in schwieriger Zeit einmal nach eigener Einsicht zu manövrieren und daß er sich Rechenschaft ablegen konnte von den Pflichten, die er in seinem zukünftigen Beruf zu übernehmen gesonnen war.

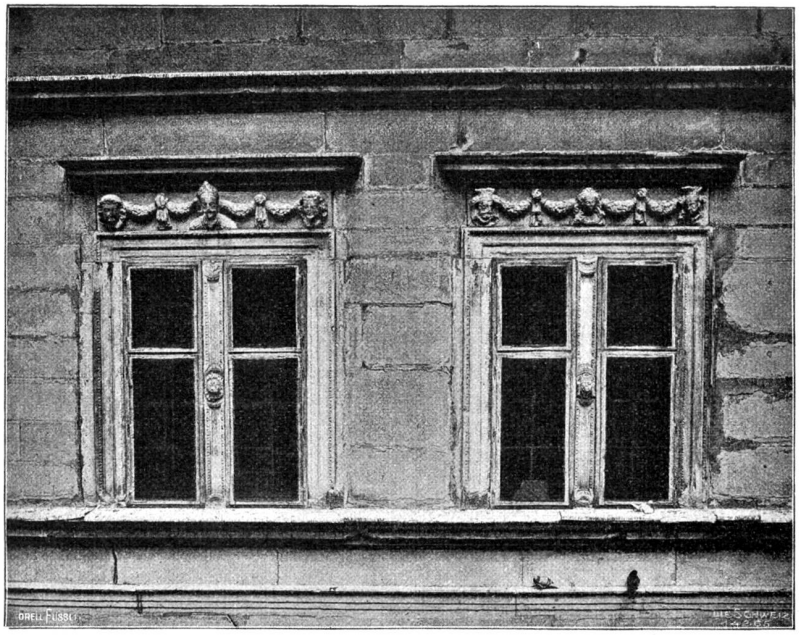
Noch in spätester Stunde wurden die letzten Anordnungen getroffen, und selbst vom Bett aus, da beide das gleiche Zimmer teilen mußten, unterließ Nestel nicht, seinem Freund noch Lehren und Winke zu geben, obschon dieser schon halb dem Schlaf verfallen war und überdies bei seinem jugendlichen Selbstgefühl keine geringe Freude empfand, für einige Tage allein hausen und zeigen zu können, wie geschickt er die Sache an die Hand zu nehmen wisse.

II.

Das westschweizerische Bahnnetz war im Kriegsjahr noch ein sehr beschränktes. Außer der geraden Linie Biel-Neuenburg-Yverdon-Lausanne waren nur noch die durchs Traverstal führende Verbindung von Neuenburg bis Pontarlier und die Sackgasse des Jura industriel vorhanden, die in Locle ihr Ende nahm. Delsberg, Pruntrut, St. Immer waren noch auf das Pferdefuhrwerk angewiesen.

Nachdem sich Riemer von seinem nordwärts fahrenden Kompagnon verabschiedet, sah er sich somit als eigenen Herrn und Meister. Den Ratschlägen seines väterlichen Kollegen gemäß hielt er gegen neugierig Fragende mit seinen fernern Reiseplänen zurück; er tat dies jedoch bald nicht bloß aus Geschäftsinteresse, sondern weil er selbst nicht recht wußte, welchen Punkten er zuerst seine Aufmerksamkeit zuwenden wollte; denn neben dem der Truppenbewegungen wegen höchst unregelmäßigen Eisenbahnbetrieb und der Schwierigkeit ein Fuhrwerk aufzutreiben, kamen noch die Berichte von ungeheuern Schneelasten, die die obern Juratäler erfüllten, und von einer sibirischen Kälte, die gerade in jenen Regionen regiere, wo sowieso auf wenig Bequemlichkeit zu rechnen war. Immerhin ging es am Anfang über Erwarten gut, sodaß die jugendliche Seele Mut faßte und, als endlich eine Fahrgelegenheit zu hoffen war, der Weg vom Gestade des Neuenburgersees ins Waadtländergebirg angetreten wurde. Die Straße war anfänglich ganz flach, später steil ansteigend, oft wegen heruntergerutschter Schneemassen schwer zu passieren. Die Reisegesellschaft gab Anlaß zur Zerstreuung und Unterhaltung. Außer einem Geschäftsmann, der mit Armeelieferungen zu tun haben mochte, waren es zwei Klosterleute aus fernen Landen. Sie hatten sich eifrigst darum bemüht, die Fahrgelegenheit mitbenützen zu können, und verhehlten nicht, daß sie von Freiburg kamen, wo sie sich bei ihren Glaubensgenossen Rats erholt, wie sie am leichtesten und ungefährdetsten die französische Grenze und die Armee erreichen könnten. Riemer gab ihnen, so gut er es vermochte, Aufschluß; der andere nickte beistimmend und fügte mit einem mißtrauischen Blick hinzu, doch in deutscher Sprache: „Wenn es aber Spione sind, so mögen sie auf der Hut sein; denn ich garantiere nicht, daß nicht die Preußen in zwei, drei Tagen Pontarlier besetzen."

Das Wort Spion war den Lauschenden trotz der deutschen Sprache wohl verständlich; sie hielten es also, sich unter Schweizern sicher fühlend, für angemessen, sich näher zu erklären, und das geschah in einem Dialekt, der auf den französischen Midi schließen ließ. Und wie sie merkten, daß die Reisegenossen, wenigstens Riemer, viel Sympathie für das unglückliche Frankreich zeigten, da wurden sie geradezu gesprächig und suchten ihr sorgenvolles Herz zu erleichtern. Sie kamen beide aus einem Kloster im Languedoc hart an der spanischen Grenze, waren im Auftrag ihrer Kongregation schon seit Monaten auf der Reise, um ihren im Felde oder in Gefangenschaft weilenden Landsleuten in schwerer Stunde tröstlich zur Seite zu stehen und sie, namentlich auf ketzerischem Boden, vor der Zudringlichkeit lutherischer Geistlicher zu bewahren. Das konnte man gelten lassen. Der ortskundige Handelsmann meinte, die Preußen hätten jetzt anderes zu tun, als Seelen zu bekehren; übrigens gebe es unter den Deutschen, wie er im Elsaß gesehen, Regimenter genug, die ihre katholischen Kaplane mit sich führten.



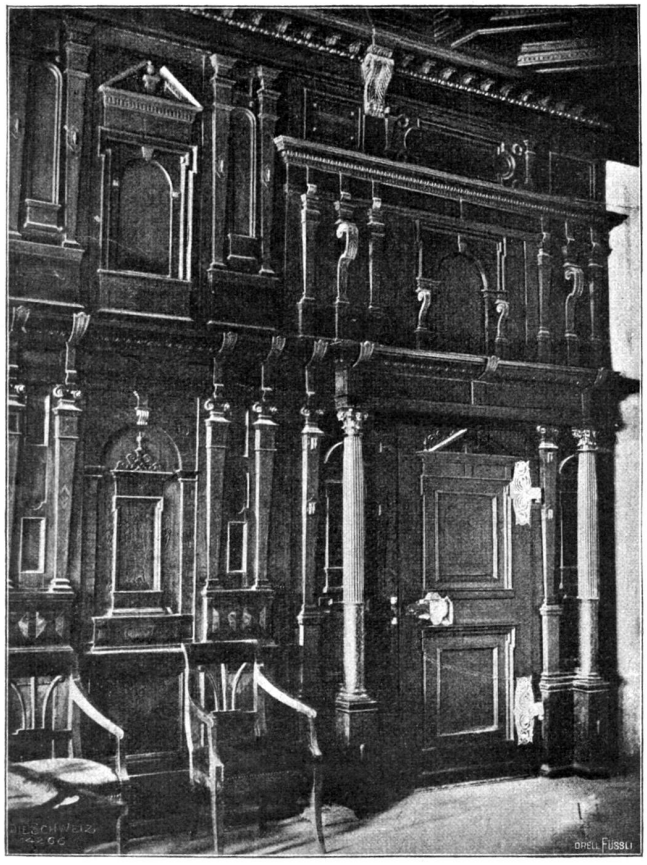
Rathaus in Luzern. Fenster im ersten Stockwerk.

Die Klösterlinge nahmen, um das Gespräch auf eine andere Bahn zu bringen, die Bemerkung ruhig hin und fügten nur hinzu, sie wüßten das wohl, sie seien überhaupt weit hergekommen und hätten von Loretto bis Andechs alle Wallfahrtsstellen abgebetet, auch seien sie vor etlichen Jahren, immer zu Fuß wandernd, am Ende der Welt gewesen, daselbst den heiligen Jakobus auf den Knieen zu verehren.

Da sahen sich Riemer und der Lieferant gegenseitig an wie zwei Augurn, die gewohnt sind, andere hinters Licht zu führen, die sich aber selbst für klug und weise halten.

Auch die Franzosen sahen einander an; der Jüngere schien verletzt, daß man seinen Worten nicht recht Glauben schenken wollte, der Aeltere bewahrte den Gleichmut und strafte Riemer nur mit einem Blick, in dem zu lesen war: Gelbschnabel, bilde dir nicht ein, die Welt zu kennen!

(Fortsetzung folgt.)



Rathaus in Luzern. Wartsaal.

Das Rathaus in Luzern.

Mit fünf Abbildungen.

Zu den schönsten ältern und wohlerhaltenen Baudenkmälern des Schweizerlandes gehört das Rathaus zu Luzern. Der Bau, 1599 beschlossen, wurde in den Jahren 1602–1606 ausgeführt, ist also hundert Jahre älter als das Zürcher Rathaus, mit dem er der Bauart nach Aehnlichkeit hat. 1594 war der Schultheiß Ludwig Pfyffer, der „Schweizerkönig“, gestorben, der mit kräftiger Hand die Politik der katholischen Orte geleitet hatte. Durch ihn war auch Luzern zu vermehrtem Ansehen gelangt, und zu dieser gehobenen Machtstellung gehörte nun ein neues Rathaus, dessen Bau Pfyffers Nachfolger unternahmen.

Als im Jahr 1890 Luzern sich um die Uebernahme des Schweizerischen Landesmuseums bewarb, legte es den Bundesbehörden ein Projekt für Unterbringung der Anstalt vor. Das Rathaus rechts und der „Freienhof“ links der